

DER GOTISCHE NEUBAU

Ein Kaiserbildnis blickt uns an. Aus mystischer Versunkenheit einer anderen Welt. Aus abgründiger Tiefe, in der Krone und Szepter zu körnigem Sand zerbröckeln. Auf einem Marmorsargdeckel ist das vielporträtierte Antlitz mit der markanten Adlernase,

vorstehenden Unterlippe, dem sprechenden

Auge das letztmal abgebildet. Das Grabmal steht im Wiener Stephansdom, unter lauter Sehenswürdigkeiten

eine Sehenswürdigkeit. Über ein Halbhundert Figuren sind erhaben ausgemeißelt, sechs volkreiche Gruppenreliefs um den Katafalk gebettet. Das ergreifendste „Detail“ bleibt doch die Deckplatte, das Bild der zwischen Schwertern und Wappenschilden ruhenden Majestät. Meister Nicolaus von Leyden hat es geschaffen, der Kaiser selbst hat ihn bei Lebzeiten zu die-

Liebe, allein ihr Mäzenatentum konnte über einen an allen Ecken und Enden beengten Provinzialismus nicht hinauskommen.

Nun aber ward Graz Residenz eines souveränen Monarchen. Der Vertrag von Neuberg 1379 hatte den Weg bereitet. Des allzufrüh verstorbenen Rudolf IV. Brüder Albrecht III. und Leopold III. teilten erstmals den Machtbereich und bereiteten so ein selbständiges Innerösterreich vor. Unter Leopolds Sohn Wilhelm waren die habsburgischen Länder vorübergehend geeint, 1402 ward Ernst der Eiserne „Mitregent“, 1406



Abb. 4. Der kaiserliche Bauherr Friedrich III.

sem letzten

Dienst bestellt und ungewöhnlich herzlich „den lieben getrewen Niclas“ von der Stadt Straßburg ausgebeten. Diesem königlichen Gönner der Religion, diesem fürstlichen Förderer der Kunst, verdankt Graz den Neubau seines Doms, als — Hofkirche.

Bislang hatten biedere Markgrafen und Herzoge aus dem Geschlecht der Traungauer, Babenberger und Habsburger als Landesfürsten regiert und die „statze Grätz“ zur „hauptmannschaft“ gemacht.

Mit Umsicht, Sorgfalt und landesväterlicher

aber Österreich in drei unabhängige Gebiete zerschlagen. Im Interesse Gesamtösterreichs ein Rückschlag, für Steiermark, das die Metropole Innerösterreichs, also auch der Länder Kärnten, Krain und Istrien wurde, die große geschichtliche Chance. „Mit der Königswahl Friedrichs begann für Graz seine geschichtlich denkwürdigste Zeit. Die Stadt wurde die Residenz des deutschen Königs, seit 1452 auch des deutschen Kaisers.“

Auch nicht wohlmeinende Voreingenommenheit wird behaupten wollen, daß seine 53jährige Regierungszeit, die zweitlängste, die ein Habsburger erlebte, eine goldene Ära darstelle. Die Türken- und Magyareneinfälle, die Seuchen und Heuschreckenplage, die Unsicherheit der Raubritterattacken, die Rankünen ehrgeiziger Söldnerhäuptlinge, die herrschsüchtigen Intriguen des eigenen Bruders, der Wankelmuth der eigenen Getreuen, das alles war nicht darnach angetan, Wohlfahrt und Gedeihen zu fördern. Primitivste Gerechtigkeit gebietet, festzustellen, daß unter diesen Zuständen der friedfertige Monarch selbst am bittersten litt. „Er hatte Lust, schöne Gebäude aufzuführen und lieber mit Fried' zu bauen, denn durch Krieg zu brechen“, sagte schon Sebastian Franke.

Und er baute! In Wien (Burgkapelle), Wiener-Neustadt (Georgskirche, Neukloster der Zisterzienser), Steiermark (Chorherrenstift Rottenmann, wo noch der bekannte Betstuhl an ihn erinnert, in Aussee, wo die Spitalskirche ein schönes Altarwerk erhielt), vor allem in Graz. Gleichsam mit dem Schwert in der Hand. Hatten die steirischen Herzöge sich lange Zeit damit begnügt, das Schloß auf der Bergfestung notdürftig einzurichten, so hatte schon Friedrichs Vorgänger damit begonnen, neben der Stadtpfarrkirche, unserm Dom, eine wohnlichere Burg zu bauen. „Die ältere Geschichtsforschung“, sagt Hofrat Thiel in seiner tiefgründigen Studie „Die landesfürstliche Burg in Graz“, „nimmt an, daß die von Friedrich III. erbaute Burg eine Vorgängerin in einer aus der Traungauer- oder Babenbergerzeit stammenden Anlage gehabt habe“; Friedrich III. aber hat mit „Zähigkeit und Planmäßigkeit“ seine „Friedrichsburg“ aufgeführt. Nicht weniger als fünf anrainende Häuser kaufte er 1433 bis 1444 als geräumige Bauplätze auf, das erste von Pfarrer Georg bei der Pfarrkirche zwischen dem „alten pfarrhof und der Wilhilmin haus gehörig und dienstbar zur Gilgenpfarrkirche“. 1458 erstand er vom Bürger Andre Vest eine „öde ober der phar“. Aus dieser „Öde“ erstand nun die Burganlage: Pallas, Bergfried und Kirche, als Hofkirche aus seinen Mitteln in gotischem Stile errichtet.

Es berührt wohlthuend, wenn die repräsentative Grazer Stadtgeschichte Popelkas so unumwunden eingesteht, daß unsere Stadt unter dem habsburgischen Herrscher auch wirtschaftlich einen bemerkenswerten Aufschwung nahm: „Für Graz hegte Friedrich eine besondere Vorliebe, er begünstigte es auf jede Weise. So blieb die Stadt ihm auch in den Tagen der höchsten Not allzeit ergeben... War die Hofhaltung auch nicht gerade glänzend, so gab es doch ständig politische Ereignisse, die sich auf der Burg am Schloßberge, im herzoglichen Lehenhofe in der Herrengasse und seit etwa 1440 in der unteren Burg abspielten. Gesandtschaften der Könige und Fürsten kamen und gingen, päpstliche Legaten erschienen und die Abgesandten der Reichsstädte und Reichsstände suchten Recht beim kaiserlichen Kammergerichte. Unter diesen Verhältnissen wurden die Grazer Bürger wohlhabend, da sich ihnen Handelsbeziehungen öffneten und die Unterkunft so vieler Fremder reichen Erwerb verschaffte.“

So darf man es dem hochgesinnten Herrscher auch ruhig „verzeihen“, daß er seine kaiserliche Hand vielseitig kirchlichen Stiftungen öffnete. Denn Friedrich war tieffromm. 1435 hatte er die innerösterreichische Herrschaft angetreten, bereits ein Jahr darauf tat er eine Wallfahrt ins Heilige Land, um an der Stätte, „wo der Erlöser sein irdisches Dasein vollbracht, die Weihe für sein Regentenleben vom Himmel zu erfliehen“ (Macherl). Und der Herausgeber seines „Grabmals“ schreibt treffend: „Es ist

das stark persönliche Verhältnis zur Religion, wie es allgemeines Problem erst im sechzehnten Jahrhundert wurde, das bei ihm voransteht. Dazu kommt, daß er wohlgebildet war, besonders zugetan der Astronomie, worin Wien damals führte. Von Natur aus war er ein besinnlicher Mensch, langsam, zögernd und träumerisch, dabei von unbeschreiblicher Geduld, Ausdauer und Zähigkeit, charakteristischen Wesenseigenschaften des Österreichertums, die es seitdem mehr als einmal gerettet und groß gemacht haben."

Der Dom ist nicht die einzige Kirche von Graz, die Friedrich gebaut hat. In der Judengasse hatte er, wie ein päpstliches Schreiben vom Jahre 1466 an Abt Hermann von Rein rühmt, „neulich eine Kapelle unter dem Titel Corporis Christi in der Stadt Graz“, bekanntlich der älteste Bauteil der Stadtpfarrkirche zum Hl. Blut, errichten lassen. Den Franziskanern widmete er — 1463 bewilligte der Erzbischof von Salzburg die Stiftung — das Kloster zum hl. Leonhard. An der Tumbawand des Grabmals feiert ein figurenreiches Relief diese Tat: Sechzehn gottgeweihte Jungfrauen, nach den Herausgebern der Monographie vielleicht Dominikanerinnen des Klosters „am Grillbüchl“, knien links, fünfzehn Mönche rechts; in der Mitte sitzt lieblich die Madonna mit Kind. Daneben halten, von einem stehenden Engel unterstützt, zwei knieende Franziskaner das Bild des Gekreuzigten.

Für Grazer Verhältnisse stattlich, gemessen an den finanziellen Möglichkeiten großzügig, ist der Gesamtaufriß der neuen Ägydiuskirche. Man mag über die Ärmlichkeit des Äußeren seine billigen Glossen machen, für die verfügbaren Mittel ist der Neubau damals eine durchaus beachtenswerte Leistung gewesen. Der Beiname „Friedrich mit der leeren Tasche“, der unseres Bauherrn Vormund ziert, wäre auch für ihn zutreffender als die böswillige Kennzeichnung „der Träge“. Es galt wohl nicht bloß die Jerusalemfahrt, sondern auch seine Kirchenbauten zu finanzieren, wenn Friedrich 1436, wie Graus schrieb, zu einer „leihweisen Requisition entsprechender Geldmittel“ seine Zuflucht nahm und bei einem Grazer Frauenkloster die ansehnliche Summe von 50 Dukaten, 400 neuen ungarischen Gulden und 200 Pfennigen entlieh. Noch in den letzten Monaten seines Lebens sah er sich genötigt, sich von seinem Münzmeister Balthasar Eggenberger 34.000 Goldgulden auszuborgen, den er — im Gefängnis des Schloßberges festhielt.

Eine Skizze aus dem „Kirchenschmuck“ zur Grundlage nehmend, rücken wir umseitig den Grundriß ein (Abb. 5). Um die klare Gliederung und übersichtliche Geschlossenheit des ursprünglichen Baues herauszuheben, geben wir die Grundmauern des Friedrichsbaues markant, die der leidigen Zubauten andeutend. Für Leser, die den Lageplan nicht aus eigener Anschauung kennen, zeichnen wir, um späterhin umständlichere Kennzeichnung des Standortes zu ersparen, mittels Ziffern Kapellen und Altäre ein. Die Form der Tragpfeiler, den Lauf der Gewölberippen hat schon Graus mitgezeichnet. Der Aufriß selber beweist, daß man räumlich durchaus nobel sein wollte. Mit 57.5 Meter Gesamtlänge ist unser Dom zwar erst nach Mariazell, Rein, Lambrecht, Admont, Herz Jesu, Neuberg, Vorau und Pöllau die neunt längste, aber mit 27 Meter lichter Breite nach Mariazell die zweitbreiteste, mit 21.2 Meter Höhe des Mittelschiffes nach Mariazell die zweithöchste Kirche des Landes. Vergleichsweise sei aber mitgeteilt, daß die St. Peterskirche in Rom dreimal länger und mehr als dreimal breiter ist, somit eine zehnmal größere „bebaute Fläche“ hat.

Nach dem Muster der Mendikantenkirchen, die schon jahrzehntelang große Mode waren, wurde nicht eine Basilika, sondern eine Hallenkirche gebaut. So verzichtete das Äußere grundsätzlich auf eine Reihe von Schönheiten, die wir an französischen und rheindeutschen Domen gewohnt sind. Graus malt sie uns verlockend aus: „Dreidächerwechsel, Ziergiebel, Türmchenkrönungen, Strebebogen zu den reichsten pittores-

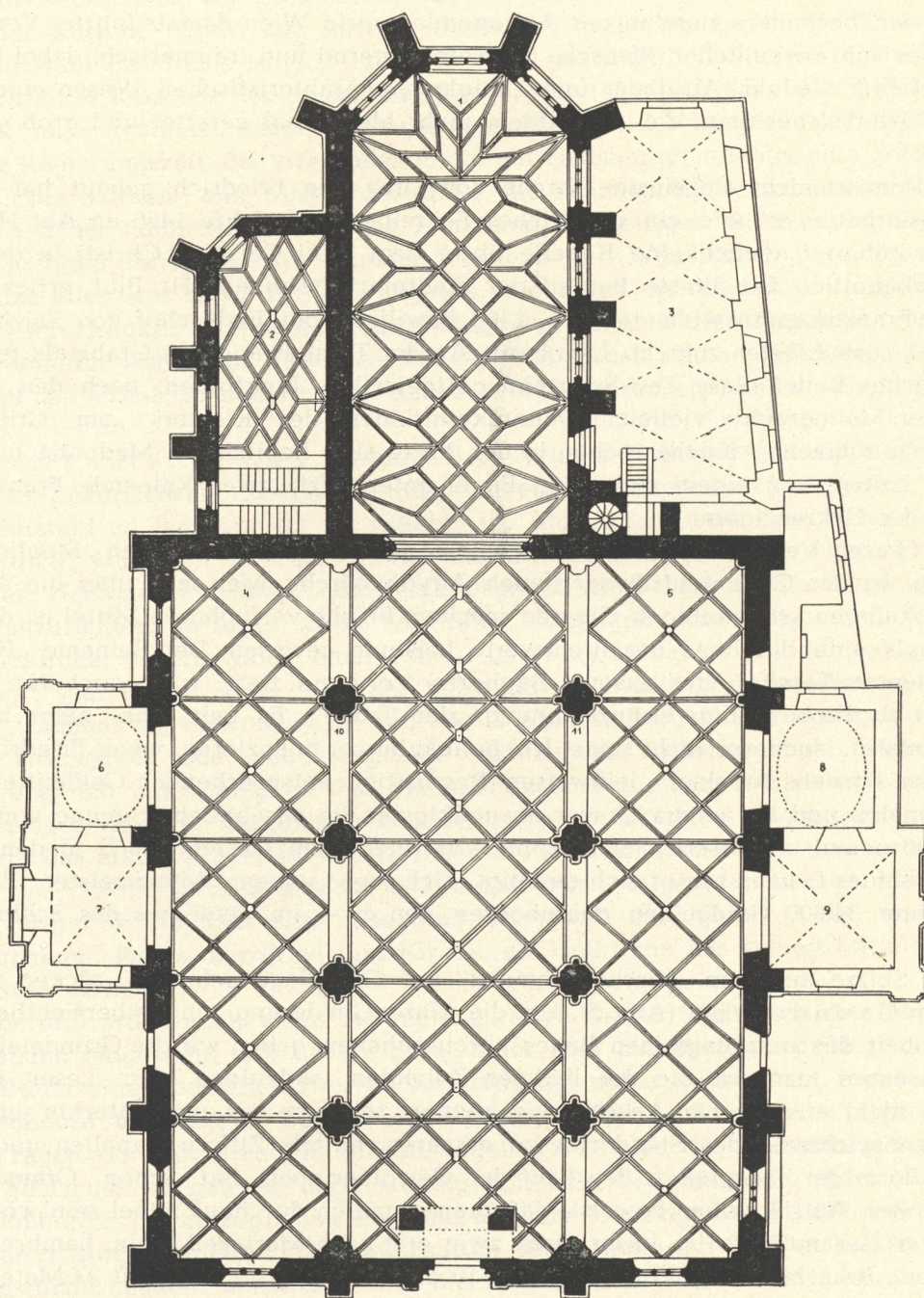


Abb. 5. Grundriß der Domkirche

1. Hochaltar. 2. Barbarakapelle. 3. Neue Sakristei. 4. Sakramentsaltar. 5. Ignatiusaltar. 6. Pestkapelle. 7. Xaveriuskapelle. 8. Dolorosa-Kapelle. 9. Kreuzkapelle.
10. Johann-von-Nepomuk-Altar. 11. Aloisiusaltar

ken Durchblicken wie in einem Walde von versteinerten Kunstgewächsen“. Aber auch als Hallenkirche hätte bei flüssiger Geldfülle allerhand Reizvolles geschaffen werden können. Allein es war eben Schmalhans Baumeister. Doch hat gerade unsere Zeit gelehrt, die ästhetische Schönheit eines Baues nicht im Dekorativen sondern im Konstruktiven zu suchen. Und da hatte einst, als die gotischen Urformen durch keine stilwidrigen Anbauten verunstaltet waren — Ilg nennt die Kapellen Parasiten, der milde Graus die neue Sakristei einen „Kasten“ — die Gilgenkirche immerhin eingestrichen Wohlgefallen zu bieten.

Daß es so schwer fällt, eine wirklich repräsentative Ansicht der Hofkirche auf die Platte und aufs Klischee zu bekommen, kommt, daher, daß die Kirche von der Südseite infolge des allzunahen Mausoleum nicht photographiert werden kann, die Nordseite aber, weil kein richtiger Sockel da ist, wie etwa die Wiener Oper welche Meter in den Boden gesunken zu sein scheint. Recht gut wirkt die Nordostansicht des Chorschlusses. Graus beschreibt ihn liebevoll: Die hochragende schlanke Gestalt, die vornehme Art, in der sich die Strebepfeiler um sein Ostpolygon gruppieren und die Fensterbrechungen die Zwischenfläche ausfüllen, „unterscheidet diese Partie sehr vorteilhaft von dem übrigen Exterieur. Dazu kommt noch, das Element des Malerischen zu fördern, an der Nordwand des Chores angeschmiegt, die Anlage einer Doppelkapelle, die gleichzeitig mit dem Dombau errichtet, neben dem großen Chore einen kleinen ankrystallisiert erscheinen läßt mit allen Eigentümlichkeiten des Hauptchores: Viecekschluß, Streben, Fensterschmuck — gewiß ein hübsches Motiv, welches auch dadurch keine besondere Einbuße erlitt, daß eine kurze Weile später über den zweien noch eine dritte Kapelle aufgesetzt ward, letztere mit den Merkmalen der Frührenaissance.“

Dem Gesamtbau widmete kein Geringerer als Dr. Albert Ilg seinerzeit Kustos des Wiener Museums für Kunst und Industrie, in einem 1875 im Grizer Rittersaale gehaltenen Vortrag „Übersicht der Kunstgeschichte von Graz“ folgendes Kompliment: „Das hervorragendste Architekturwerk dieser (gotischen) Periode ist die ... Ägydius- oder Domkirche. Zwar hat dieser Bau keine besondere Originalität, sondern scheint vielmehr jener großen Gruppe von Architekturen anzugehören, welche unter Kaiser Friedrich und häufig auch auf seinen Antrieb aus der Wiener Bauhütte so ziemlich aus einem Muster hervorgingen, aber es wohnt dem Werke eine gewisse imposante Größe inne, etwas Würdiges und Edles in der Durchbildung, so daß Graz an ihm sich eines der besten Paradigmen österreichischen Kirchenbaues der Gotik immerhin rühmen darf.“

Wenn auch kein Prunkstück à la Reims oder Straßburg, so doch ein gediegenes charakteristisches und „reinrassiges“ Detail ist das Hauptportal an der Westfassade (Abb. 6). Der kunstsinnige Dr. Gustav Schreiner fand es repräsentativ genug, es blumentumkränzt im Farbdruck seinem noch immer lesenswerten Buche „Grätz“, das er 1843 dem Prinzen Johann widmete, als Titelblatt voranzugeben. Dort stehen auf den Konsolen der Säulenbaldachine keine Statuen. Nun füllen die Innerkolumnien Gestalten der Madonna, des hl. Josef, hl. Leopold und Johannes Baptista aus der Hand Jakob Gschiels. Die stolageschmückten Engel, die das vorkragende Posament tragen, sind alt und originär. Über den gefällig geschweiften Schmieggen des „Eselsrückens“ hängen vier Wappenschilde: Reichsadler und österreichischer Binderschild, portugiesisches Wappen und steirischer Panther. Das Spruchband rechts der Krenzrose trägt die Jahreszahl 1456 in gotischer Formung, das linke die berühmten Buchstaben der Friedrichschen Devise AEIOU. Schon Langetl zitiert in diesem Zusammenhange die eigenhändige Eintragung des Kaisers in sein noch heute in Wien verwahrtes Diarium: „Auf welchen Bau oder auf welchen Silbergeschirr, oder andern Klenoten der Strich, und die fünf Buchstaben stehen. AEIOU. Das ist mein, Herzog Friedrichs, des jungen gewesen, oder ich hab dasselbig bauen, oder machen lassen.“ Und selbst fügte er die

Deutung seiner Chiffre bei: *Austriae Est Imperare Orbi Universo*: Alles Erdreich ist Oesterreich Unterthan...

Das Wappen Portugals ließ der verschlossene, aber ritterliche Bauherr zu Ehren seiner Gemahlin Leonor (Eleonora), einer portugiesischen Königstochter, anbringen. Als dreizehnjährige Waise war sie dem 32jährigen König empfohlen worden, 1450 hatte Friedrichs Vollmachtsträger Aeneas Sylvius Piccolomini, damals noch Bischof von Triest, die Modalitäten der Eheschließung in Lissabon vereinbart, — zwei Hofkapläne Jakob Mocz und Niklas Lanckmann reisten im Pilgergewand zur Prokurationstrauung, Mocz fungierte als stellvertretender Bräutigam und gab — den „Vermählungskuß“. Mit dem stattlichen Gefolge von 22.000 Mann zog der König 1452 nach Rom; die Kaisersbraut, „mittelgroß, von ebenmäßiger Gestalt, schön vom Antlitze, mit heiterer Stirne, tiefschwarzen glänzenden Augen, kleinem Munde, lieblich geröteten Wangen, von weißem Nacken, klug, beredt und sittig“ (so schildert sie Aeneas) traf in Siena mit dem Erwählten zusammen. Papst Nikolaus V. vollzog im alten St. Petersdom die endgültige Trauung, dort ward Friedrich zum König der Lombardie und zum deutschen Kaiser gekrönt. Zu Hause aber war — eine Verschwörung gegen den Kaiser ausgebrochen. Dramatisch war die lebhaft und tapfere Südländerin auf ihr Schicksal vorbereitet worden, Flucht, Belagerung, Rettung, bis eine neue Meuterei die alte ablöste. Einunddreißigjährig starb sie schon, bei den Zisterziensern in Wiener-Neustadt liegt sie begraben.

Nun stehen wir, den Hut in der Hand, ehrfürchtig und beinahe etwas beklommen, im Innern der Kirche (Abb. 7). Magnetisch zieht es den Blick nach dem schimmernden Marmor des majestätischen Hochaltares, sogleich aber wandert er wieder zurück und verweilt an den mächtigen Pfeilern, dem schlichten aber markanten Kranzgesims, den granitenen Spitzbogen, den gebündelten Diensten, den elegant abzweigenden Gewölberippen. Es ist verblüffend, wie stilrein dieser Blick den gotischen Grundcharakter der Kirche bewahrt sieht. Der vielversprechende Privatdozent Dr. Heubach hat im ersten Jahrgang der „Blätter für Heimatkunde“ eine Artikelserie „Grazer Kirchenräume“ angekündigt. Schon zwei Monate darauf nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. So blieb es bei dem einen Essay, dem einen — Panegyrikus auf den Dom. Er preist das „Repräsentative und Monumentale“ des Gesamteindrucks, das „geballte Dunkel in den Gewölben“, das eine geheimnisvolle Wirkung ausübe, die gesteigerte Raumillusion, die „entschiedene Tiefenwirkung des Chores“, selbst dem ungefügen Äußeren, dem ungliederten Dache, gewann er architektonische Reize ab.

Etwas kühler äußert sich Kurt Donin in seinem epochemachenden Werk „Die Bettelordenskirchen in Österreich“. Er liest nicht sosehr individuelle Gedanken und Gefühle in den Bau hinein, sondern leitet objektiv die Phänomene von den Vorbildern her. Ihm ist der österreichische Kirchenbau ein gewachsener Organismus, in dem sich in stetem Fluß Körper und Glieder weiterpflanzen. Er leitet unseren Bau in folgender Deszendenten-Reihe ab: Dominikanerkirche in Retz, Wiener Stephanskirche, Dominikanerkirche in Wiener-Neustadt und macht ihn fortwirkend zum Muster für die Grazer Stadtpfarrkirche, und den Umbau der heutigen Franziskanerkirche. „Von der Wiener-Neustädter Dominikanerkirche wurden nicht nur der Grundriß sondern auch die kreuzweise an einen Rundkern gesetzten Runddienste mit dem Kapitellfries übernommen. Gerade diese verhältnismäßig niedrig ansetzende Kapitellzone weist darauf hin, daß auch in Graz eine dreischiffige Halle mit breiterem Mittelschiff geplant war, deren gleichhohe Gewölbe in nicht zu großer Höhe den spätgotischen Horizontalismus betont hätten. Erst im Verlaufe der Bauführung, wahrscheinlich unter dem Eindruck der 1446 begonnenen Einwölbung der Wiener Stephanskirche, der frühesten großen Staffelkirche Österreichs und Deutschlands, scheint man bei dem Grazer Domkirchenbau vom ursprünglichen Plane abweichend, das Mittelschiff überhöht zu haben.“

Und nun den krönenden Blick ins Presbyterium (Abb. 46). Es hat mit 23.5 Meter die Länge einer mittelgroßen Dorfkirche. Der prunkvolle hochbarocke Hauptaltar wird uns noch gründlich und angenehm genug beschäftigen. So überhoch sein Aufbau sich türmt und mit dem leicht vorgeneigten Abschluß-Baldachin ins Gewölbe wächst, so wirkt er doch in keiner Weise plump. Das Mittelfenster des Fünf-Achtel-Chorschusses ist zwar zur Gänze verdeckt, die zwei auf dem Bilde unsichtbaren Fenster der Epistelseite sind zur Hälfte vermauert, doch strömt aus ihnen und den beinahe frei gehaltenen Vorderfenstern noch eine solche Fülle Lichtes, daß das Netzgewölbe wie in überirdischen Glanz getaucht strahlend leuchtet und scheinbar den Hochaltar noch duftig überhöht.

Die Rippenschlußsteine tragen Länderwappen und Heiligenbilder, zwei Gewölbezwickel Jahreszahl und Bauherrndevisen. Der Name des Baumeisters leider fehlt. Während Wastler noch den Irrtum Professor Fyrtings (1753), der den Baumeister mit dem Bauherrn verwechselte, zu teilen schien, standen wir seit Graus vor der Alternative: Weißnaw oder Hans Niesenberger? Für den ersteren sprach, daß er 1459 auf dem Hüttentag zu Regensburg als „maister von Grätz“ sich eintrug, für den letzteren, daß Namensvetter nachweisbar in Graz lebten — das älteste Taufbuch der Stadtpfarre bringt 1598 einen Mathes Niesenberger, dessen Vater Hans hieß — aber auch, daß der Grazer und der Freiburger Dom, an dem Niesenberger arbeitete, ebenso wie an den Münstern von Straßburg und Mailand, bauliche Ähnlichkeiten — Auffangung des Chorgewölbedruckes durch verstärkte Diagonalrippen — aufweisen. Heute wissen wir, daß es sich bei den „Rivalen“ um ein und dieselbe Person handelt. Niesenberger, oder wie er sich zuweilen nannte, Nexemperger, war 1459 Bauleiter bei der Errichtung des Prämonstratenserklosters Weißenau bei Ravensburg. Es ist dies die erste bezeugte Arbeit des reichbegabten Baumeisters, dem neben Lob und Ruhm auch Unglimpf und harter Tadel nicht erspart blieb. Nach seinem Erstlingswerke wurde er der Weißnaw oder Weißenauer genannt.

Der Mann, der als Baumeister die letzte Hand an den Dom gelegt, den gotischen Kapellen des Nordchores eine oberste Kapelle in Renaissance aufgesetzt hat, war niemand geringerer als Domenico del Allio, der Erbauer des Grazer Landhauses, der Prunkstiege in der Burg, die leider abgetragen wurde. Mit dem Maler des gotischen „Hauptaltarbildes“ wird sich der nächste Abschnitt beschäftigen. Und die Steinmetzen? Schon Graus hat aus Stilvergleichen abgelesen, daß an der Pfarrkirche von Semriach, um 1450 erbaut, gleichfalls dem hl. Ägydus geweiht — das HochaltARBild des Schutzheiligen ist interessanterweise vom „Dommaler“ Flurer — dieselben Steinhauer tätig waren, die unseren Dom mitschufen. Leider konnte man bisher auch hier keinen Namen stellig machen. Nun aber hat Franz Ržiha in den „Mitteilungen der K. K. Central-Commission“ schon 1881 548 Hütten-Zeichen veröffentlicht, darunter unter 382 und 383 auch zwei aus der Domkirche in Graz. Wir geben sie unter Vorbehalt (Abb. 8) wieder. Warum Vorbehalt? Das rechts stehende konnte ich, ehrlich gesagt, nirgends nachprüfen, das andere läßt sich leider bei näherer Nachforschung nicht als Steinmetzzeichen halten. Es findet sich auf einem schönen gotischen Grabstein nordseitig unter der Orgelempore. Auf dem Epitaph des ehrbaren „Lienhart Kirchaimer, der gestorben ist am erchtag vor Johannes Baptista anno Domini 1497“. Hätte Baron Oer recht, daß es sich um die Grabstätte eines Steinmetzen handelt, dann wäre es durchaus wahrscheinlich, daß er an unseren Säulen gearbeitet hätte. Ich habe nun aus seinem Testament und Erbverlaß, die noch im Landesarchiv original erhalten sind, zweifelsfrei ersehen, daß es sich da um einen Handelsmann und Wechselherrn — er war auch Bürgermeister von Graz — handelt. Er hat unserer Kirche 200 Pfund Pfennig gewidmet, ansehnliche Beträge auch der Leechkirche und der Bürgerspitalskapelle. Sein Wap-



Abb. 6. Das Hauptportal



Abb. 7. Der gotische Säulenwald

pen steht, umgekehrt, auch auf einem Schlußstein des letzteren, richtig auf dem Sakramentshäuschen des ersteren Gotteshauses. Hier mit der Jahreszahl 1499 — zwei Jahre vorher ist er bereits gestorben. Ein Beweis zu anderen, daß es sich hier wie dort um einen Stifter und nicht um einen Steinmetz handelt. Den Bauaufseher hat schon Muchar namhaft gemacht: Landesverweser Siegmund Roggendorfer, der noch 1467 aus der kaiserlichen Kasse Geldsummen für den Bau angewiesen bekam.

Über die Bauzeit unterrichten sporadisch doch hinlänglich die Jahreszahlen an Bauteilen: Die früheste findet sich an der Wölbung der Barbarakapelle, 1438. 1449 steht am Altartisch des Hoforatoriums, 1450 im Netzgewölbe des Hochchores, 1456 über dem Hauptportal, 1464 in den Fresken der Decke. Wieviel vom Gemäuer der romanischen Basilika in den gotischen Neubau hinübergangen wurde, können wir für sicher nicht sagen. Jedenfalls ein gutes Stück des Presbyteriums, da aus mancherlei Umständen hervorgeht, daß der Gottesdienst während der verhältnismäßig langen Bauzeit nicht ernstlich unterbrochen ward. Wann Grundsteinlegung, wann Kirchweihe stattfand, darüber finden sich — in der Literatur nicht aber an der Kirche — verschiedene Angaben. Langetl behauptet, der Kaiser habe 1450 „die Fundamente gelegt“. Es geschah sicher 13 bis 14 Jahre früher. Andere nennen 1450, da damals die Wölbung des Presbyteriums vollendet wurde, als Jahr der Kircheneinweihung. Am häufigsten wird hiefür das Jahr 1457 angegeben. Diese Jahrzahl trägt nämlich Konrad Laibs „Hochaltarbild“. Die „Kreuzigung mit Gedräng“ befand sich aber ursprünglich anderswo.

Friedrichs Hofkirche ist, wie wir bereits gehört, zum Bauvorbilde für zwei Grazer Kirchen geworden. Etwas ungleich Größeres, beinahe Unglaubliches ist noch zu vermelden. Zumindest mit anderen österreichischen Hallenkirchen ist sie zum Paradigma einer italienischen Bischofs-, ja Papstkirche geworden. Der päpstliche Bauherr Pius II. hat es selbst in seinem Tagebuch eingestanden. Aeneas Sylvius Piccolomini, erst Geheimschreiber Friedrichs III., dann bis 1455 päpstlicher Legat an seinem Hofe, wurde 1458 zum Papste gewählt. Vielleicht schon in Österreich faßte er den Plan, sein Heimdörfchen Corsignano zur Bischofsstadt umzugestalten. Er ließ ein Dutzend Renaissance-Paläste bauen, inmitten eine dreischiffige Hallenkirche. „Ita Pius iusserat, qui exemplar apud Germanos in Austria viderat, so hatte sie Pius in Auftrag gegeben, wie er ein Muster bei den Deutschen in Österreich gesehen hatte“, heißt es in den selbstverfaßten Commentarii. Das Vorbild bestand in der „Anordnung dreier gleich hoher Schiffe bei breiterem Mittelschiffe, also einer Hallenkirche“ (Donin). Eine Reihe von österreichischen Kirchen führt dieser Autor an, die Modell gestanden haben könnten. Pastor nennt in seiner Papstgeschichte nur drei: Wiener Stephanskirche, Wiener-Neustädter Neuklosterkirche, Grazer Hofkirche. In Graz hatte der Nuntius 1453 über sechs Monate gewelt, just als das Langhaus der Kaiserkirche in die Höhe wuchs. Graz hat der Kirchenfürst, wie sein Urteil über die Schloßbergfeste beweist, gut angesehen und liebevoll geschildert. Gründe genug, die beglückende Überzeugung zu gewinnen, daß der Grazer Dom einem Papstmünster als Bauvorlage dienen durfte.

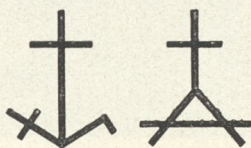


Abb. 8. Steinmetzzeichen vom Grazer Dom